

Die Schweizer spenden jährlich weit über 100 Millionen Franken für den Tierschutz und den Erhalt bedrohter Arten. Doch statt den Tieren, die es am nötigsten haben, profitieren jene mit Jöh-Effekt davon. Hässliche wie der Zackenbarsch haben es schwer. Schuld daran ist auch der WWF. **Von Tin Fischer**

Survival of the Nettest

NZZamSonntag
Zürich, 03.08.2014

Selbst wenn der Braune Zackenbarsch etwas zu lachen hätte: Er könnte nicht. Anders als beim Delphin zeigen seine Lippen mürrisch zum Meeresgrund. Aber eben: Zu lachen hat der finstere Barsch nichts. Laut roter Liste ist er bedroht. In zehn Jahren verlor er durch Überfischung neun von zehn Kollegen. Nur spendet der Mensch lieber für lachende Delphine als für alte Grantler.

«Wir haben ein Herz für Tiere. Aber dieses Herz ist wählerisch», schreibt Antoine Goetschel, bekannt geworden als Tieranwalt im Kanton Zürich, in seinem Buch «Tiere klagen an». Welche Tiere Schutz erhalten, ist oft weniger von ihrer Gefährdung oder ihren Qualen abhängig, sondern davon, wie nah ein Tier dem Menschen und seinen Milieus ist. Und wie viel Spendengeld es auftreiben kann.

Dem Igel etwa geht es prächtig. Im Wald lebt er nur deshalb nicht mehr, weil er in den Gärten von Seebach und Wollishofen einen noch angenehmeren Lebensraum gefunden hat. In allen gesellschaftlichen Kreisen hat er Freunde. Schrebergärtner mögen ihn als Schneckenjäger. Grüne verehren ihn als unzählbares Wildtier, Militärs als Sinnbild für die eingegelte Schweiz. Auf der Strasse erregt er das

Mitleid von Kindern, weil er ab und zu angefahren wird. Im Einzelfall tragisch, aber für die Bestände nicht problematisch. Zahllose Igelstationen und 1.-Hilfe-Ratgeber helfen ihm wieder auf die Pfoten. Eine Fürsorge, die manch eine gefährdete Fledermaus gut brauchen könnte. Doch die stehen noch immer für Pest und Tod.

Je weniger Mimik, je schweigsamer, je un menschlicher der Körperbau, je weniger Fell und je tiefer unter Wasser der Lebensraum, desto weniger fühlt der Mensch mit einem Tier und desto schwieriger ist es, für ein Tier Spenden aufzutreiben. «Bei Spendenbriefen liegt die Rücklaufquote im Tierschutz bei etwa vier Prozent. Bei Fischen ist die Quote halb so hoch», weiss Billo Heinzpeter Studer aus Erfahrung. Studer initiierte mit Fair-Fish die erste Schweizer Tierschutzorganisation für Fische. Fair-Fish setzt sich vor allem für Speisefische ein, also Unsympathen wie den Braunen Zackenbarsch. Aber den Spendenbriefen legt die Agentur jeweils Postkarten schillernder Aquarienfische bei.

In seinen Anfängen im 19. Jahrhundert kümmerte sich der Tierschutz vor allem um die Rechte von Heim- und Nutztieren. Dann entwickelte in den 1960er Jahren eine Werbeagentur für den WWF - eine neue Organisation mit Nähe zum britischen Königshaus,

die in den Nationalparks der früheren Kolonien bedrohte Tierarten erhalten wollte - eine Strategie zum Spendensammeln speziell für den Artenschutz. In ihrem Zentrum stand eine Foto von Nashorn «Gerti» mit Baby. Der «Daily Mirror» appellierte an die Leser: «ES MUSS SOFORT ETWAS GESCHEHEN», sonst sei Gerti bald tot.

«Die Masche funktionierte so gut, dass der WWF sie so oder ähnlich bis heute anwendet, jedes Jahr mit einem anderen «charismatischen» Tier. Einmal ist der Tiger dran, einmal der Wal, dann wieder der Elefant», schreibt Wilfried Huisman im «Schwarzbuch WWF». «Schocktaktik» nannte man es damals. Man könnte auch den militärischen Begriff *shock and awe* - Schock und Ehrfurcht - verwenden. Denn die Tiere, mit denen geworben wurde, waren erhabene Könige der Wildnis

wie Nashorn Gerti oder der Logo-Panda. Wie dringend die Hilfe wirklich war, war eine andere Frage. Angeblich sollen die bedrohten Nashörner zwölf Jahre auf das gesammelte Geld gewartet haben müssen.

Heute spenden Schweizerinnen und Schweizer jedes Jahr rund 50 Mil-

Der Igel ist nicht nur jöh, er ist auch politisch vielfältig instrumentalisierbar. Grüne verehren ihn als unzählbares Wildtier, Militärs als Sinnbild für die Schweiz.

lionen Franken für den Tierschutz, schätzt die Stiftung Zewo, die für Spenden sammelnde Organisationen ein Siegel ausstellt. Neben vielen kleinen Organisationen sind der Schweizer Tierschutz (STS) mit seinen regionalen Sektionen, Vier Pfoten und der Zürcher Tierschutz die grössten Empfänger. Hinzu kommen Spenden in unbekannter Höhe für den Artenschutz, also nicht die Pflege von Tieren oder das Durchsetzen allgemeiner Rechte, sondern den Erhalt bedrohter Arten. Hier nimmt allein der WWF Schweiz pro Jahr rund 50 Millionen ein, grösstenteils durch Mitgliederbeiträge, Spenden und Erbschaften.

Während der Schweizer Tierschutz auf tierspezifische und damit sympathiegetriebene Spendenaufrufe verzichtet, setzt vor allem der WWF auf dieses emotionalisierte Marketing. Da kann man dann etwa für 80 Franken eine «Delphin-Adoptionsbox» mit einem Plüsch-Delphin und Steckbrief von seinem Adoptivtier kaufen. «Delphine gelten als niedlich und sind Sympthieträger. Doch das nützt ihnen nicht viel im Kampf ums Überleben», schreibt der WWF. Einmal abgesehen davon, dass es dem Delphin sehr wohl nützt, dass er niedlich ist, schliesslich sucht man die «Zackenbarsch-Adoptionsbox» mit einem Zackenbarsch-Plüschtier beim WWF vergebens, kann von einem

«Kampf ums Überleben» des Delphins keine Rede mehr sein. Dem Delphin geht es so prächtig wie dem Igel. «Least Concern» auf der roten Liste. Über vier Millionen gibt es weltweit, fast so viele wie Deutschschweizer. Also nichts, um dessen Fortbestand man sich sorgen machen müsste.

Das Problem für die Delphine waren, so Studer, die Netze für den Thunfischfang im Ostpazifik, in denen auch Delphine massenhaft verendeten. Daraus entstand das populäre «Dolphin Safe»-Label auf Thunfisch-Dosen. Keine schlechte Sache. Nur verendeten in den Netzen auch andere Meerestiere. Und natürlich der Thunfisch, der «als eleganter Extremschwimmer so schützenswert ist wie der Delphin», so Studer.

In den letzten Jahrzehnten erweiterte die Umweltbewegung das Spektrum der umsorgten Tiere. Plötzlich genoss auch ein Viech wie der Frosch - im Mittelalter Verkörperung des Bösen und so penetrant weit verbreitet wie heute Fliegen - höchste Sympathie. Wenn auch vor allem als Opfer der von Grünen verachteten Industrialisierung, des Baus von Strassen und der Trockenlegung von Feuchtgebieten. Logischer wurde der Tierschutz damit nicht. Vielmehr scheint heute jede Tierart ihre eigene Lobby in Bern zu haben. «Tiere als Teil des Ökosystems, Tierversuche, Gentechnik, das sind rot-grüne Themen», sagt der ehemalige Tieranwalt

Goetschel auf die Frage, welche Tiere auf die Unterstützung welcher Parteien zählen können. «Als es aber um Heimtiere ging, waren es vor allem die Mitteparteien bis hin zu einzelnen Exponenten der SVP, die sich etwa dafür starkgemacht haben, dass Tiere keine Sache mehr sind.»

Mittlerweile haben sich die Schweizer Stimmbürger einem der schärfsten Tierschutzgesetze unterworfen und dem Tier - weltweit einmalig - sogar eine Würde zugesprochen, unabhängig davon, ob es Schmerz empfindet, eine bisher zentrale Frage im Tierschutz. Doch Kritiker bemängeln, dass der Begriff der «Würde» des

Tiers bis heute kaum mit Inhalt gefüllt wurde. In der Praxis sind die Tiere oft dem Populismus ausgesetzt. So stimmten 2008 die Zürcher für ein Kampfverbot. Was ein Kampfverbot sein soll, war unklar, schliesslich kann man fast jeden Hund zum Kampfhund erziehen. Am Ende waren auf der Liste: der Bullterrier, der aussieht wie eine Riesenratte, und drei weitere Terrier-Sorten, die eher wie unsympathische Türsteher als vertrauenswürdige Polizisten aussehen.

Die Ungleichheit geht bis vor Gericht. Vor dem Schweizer Gesetz sind zwar alle Wirbeltiere, Fisch wie

Vogel, gleich. Es sei denn, es sind sympathische Säuger. Dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass jemand ihren Quäler vor Gericht bringt, viel höher. Von 7500 Tierschutz-Straffällen, die in den letzten 30 Jahren verhandelt wurden, betrafen neunzig Prozent Säuger. Vögel kamen auf 5 Prozent. Den Rest teilten sich Reptilien und Fische. Das deutsche «P.M.-Magazin» hatte 1000 Leute gefragt, welches die unbeliebtesten Tiere seien. Nummer 1 war die Schabe, es folgten die Ratte, die Spinne, der Wurm, die Made, die Qualle und die Schlange. Will heissen: Was kein Fell, keine Farbe und keine Mimik hat und keine Töne von sich gibt, ist unten durch. Auch vor Gericht.

So war es auch ein Fisch, der dazu beitrug, dass Goetschel sein Mandat als Tieranwalt verlor. Als er für ein Pony eintrat, das, im Kreis herumgetrieben, zu Tode gequält wurde, hatte er die Öffentlichkeit auf seiner Seite. Als er einen Hecht verteidigte, der, im Kreis herumgetrieben, zu Tode gequält wurde, verlor er kurz darauf in einer Abstimmung sein Amt.

Ist dem Fisch zu helfen? Für Billo Heinzpeter Studer von Fair-Fish ist es eine Frage der Zeit. Je mehr wir über ein Tier wissen, desto näher kommt es uns. «Man glaubte, dass der Fisch keine Schmerzen empfinde. Deshalb wurde er kaum geschützt. Diese Meinung gilt als überholt.» Immerhin: Er hat Fans. Wenige zwar, aber treue. Auf den ersten Spendenauftrag für Fische reagieren halb so viele wie bei anderen Tieren. «Dafür ist die Wiederholungsrate bei jenen, die Fair-Fish schon einmal unterstützt haben, grösser als üblich», so Studer.



«Bei Spendenbriefen liegt die Rücklaufquote im Tierschutz bei vier Prozent. Bei Fischen ist sie halb so hoch.»